XXV. Jahrgang. Nr. 112. Montags-Ausgabe. Montag, den 2. März 1896.

Berliner Tageblatt.

Der Zeitgeist Nr. 9

Epilog zum Fall Brausewetter.

Von [Nachdruck verboten.]

Richard Grelling.

Der Fall Brausewetter ist in der Presse und im Parlament vielfachen Erörterungen unterzogen worden. Aber merkwürdigerweise fast immer nur von dem einen Gesichtspunkte aus, wie den durch die Brausewetter-Kammer Verurtheilten — nach ihrer Meinung zu Unrecht Verurtheilten geholfen werden könne. Man ist darüber einig geworden, daß eine Hilfe auf Grund des bestehenden Rechts unmöglich sei. Die Wiederaufnahme des Verfahrens wegen Geisteskrankheit eines Richters ist nicht zugelassen, die Revision, welche vielleicht zur Noth versucht werden könnte, ist wegen Ablaufs der vorgeschriebenen Frist ausgeschlossen. Ein Spezialgesetz zu erlassen, hat die Regierung abgelehnt, — und so scheinen sich denn die Wasser der aufgeregten öffentlichen Meinung allmälig im Sande zu verlaufen.

Das ist sehr bedauerlich. Die Bedeutung des Falles geht weit über die Person des verstorbenen Landgerichtsdirektors und über die unter seiner Mitwirkung erlassenen Urtheile hinaus. Es handelt sich um Erscheinungen, welche für die deutsche, speziell für die preußische Rechtspflege typisch sind, deren Ursachen tiefer liegen, als sie die öffentliche Erörterung des Falles Brausewetter bisher zu Tage gefördert hat, — und nur eine sorgfältige Diagnose der weit verbreiteten Krankheit kann die geeigneten Heilmittel an die Hand geben.

Wer Herrn Brausewetter nicht gekannt, sondern nur die Verhandlungen gelesen hat, in denen er seine Aussehen erregenden Aperçus zum Besten zu geben pflegte, der stellte sich den Herrn Landgerichtsdirektor gewiß als eine temperamentvolle, schneidige, mit körperlicher und geistiger Energie ausgestattete Persönlichkeit vor, als einen kraftmenschen, der sich nicht enthalten konnte, seinen Ueberschuß an Thatendrang zeitweise auf die unglücklichen Angeklagten und ihre Vertheidiger zu ergießen. Nichts von alledem war der Fall. Herr Brausewetter war äußerlich und wohl auch innerlich der ruhigste, ja pomadigste Richter, den man sich vorstellen kann. Seine kapitalen Aeußerungen flossen in dem breiten ostpreußischen Accent, der ihm eigen war, so gleichgiltig von seinen Lippen, daß die im Gerichtssaal Anwesenden im Augenblick oft gar nicht die Tragweite von Bemerkungen erfaßten, die später in der Oeffentlichkeit — mit Recht — die abfälligste Kritik erfuhren. Wenn Herr Brausewetter einem Vertheidiger zurief: „Die Oeffentlichkeit existirt nicht", so klang dies etwa so, wie wenn er einem Zeugen nach der Vernehmung sagte: „Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen." Herr Brausewetter war, wenigstens nach dem Urtheil derer, die täglich mit ihm in foro zu thun hatten, der Richter, der Staatsanwälte, der Vertheidiger, bis in die allerletzte Zeit hinein nicht die Spur nervös. Alles, was er that und sagte, erschien ihm als so selbstverständlich richtig, alle seine Uebergriffe so sehr als Ausflüsse des ihm als Vorsitzenden zustehenden Rechts, daß er durch diese selbstbewußte Ruhe die Betheiligten mehr zu entwaffnen verstand, als es das Auftrumpfen eines ungestümen Temperaments vermocht hätte. Wenn Herr Brausewetter ein Resumé vor dem Schwurgericht mit den Worten schloß: „Nach alledem, meine Herren, zweifle ich nicht daran, daß Sie nur zu einem Schuldigspruch gelangen können," so sagte er dies mit einer so naiven und deshalb doppelt imponirenden Sicherheit, als wenn der betreffende Paragraph der Strafprozeßordnung dem Vorsitzenden zur Pflicht machte, die Geschworenen zu belehren, ob sie freisprechen oder verurtheilen sollen. Thatsächlich verbietet das Gesetz dem Vorsitzenden ausdrücklich, in eine Würdigung der Beweise einzugehen, und beschränkt ihn auf die rechtliche Belehrung. Wenn Herr Brausewetter einem Anwalt, der als Vertreter des Nebenklägers eine erhebliche Bestrafung des Angeklagten verlangte, kalt lächelnd bemerkte: „Merkwürdig, wenn die Anwälte als Nebenkläger auftreten, plädiren sie immer auf Schuldig, als Vertheidiger plädiren sie immer auf Nichtschuldig," dann klang dieser Vorwurf gröbster Pflichtverletzung in seinem Munde etwa so, wie wenn er eine allseitig anerkannte, höchst erfreuliche und schmeichelhafte Thatsache konstatirt hätte. Und wenn der Herr Landgerichtsdirektor gar einem Angeklagten gleich bei Beginn der Verhandlung, vor der Erhebung irgend welcher Beweise, auf den Kopf zusagte, er sei der Thäter, und alle Bemühungen, die That von sich abzuwälzen, würden vergeblich sein, so hatte man die Ueberzeugung, daß Herr Brausewetter den vorsitzenden Richter für befähigt und für berechtigt hielt, die Meinung, welche er vor der mündlichen Verhandlung aus den Akten geschöpft, den anderen Richtern, welche die Akten noch nicht kannten, von vornherein aufzudrängen. Herr Brausewetter hatte eben die Strafprozeßordnung in seinem eigenen Geiste gelesen. Ihm erschien das Amt eines Vorsitzenden mit solcher Macht ausgestattet und, da das Amt bekanntlich den Verstand giebt, der Verstand des Vorsitzenden so überlegen, daß seine — häufig vorgefaßte — Meinung unbedingt den Ausschlag geben müßte.

Herr Brausewetter schöpfte sehr selten aus den Akten die Ueberzeugung, daß der Angeklagte **unschuldig** sei; er hatte offensichtlich eine so hohe Meinung von der Sorgfalt und Umsicht der die Anklage erhebenden Staatsanwaltschaft, von dem eingehenden Fleiß der sie nachprüfenden Eröffnungskammer, daß er stets geneigt war, den bereits zweimal durchgesiebten Angeklagten für dringend verdächtig oder gar schon überführt zu halten.

Thatsächlich beweist leider in Preußen das Erscheinen auf der Anklagebank noch nicht das Geringste für die Schuld des Erschienenen. Wie Anklagen häufig erhoben, wie Eröffnungsbeschlüsse gefaßt werden, und aus welchen Gründen weder Anklage noch Eröffnungsbeschluß die Wahrscheinlichkeit einer Schuld ergeben, das hat Arnus Agerius in den Preußischen Jahrbüchern ebenso scharf wie zutreffend dargelegt. Die eine Behörde verläßt sich oft auf die andere. Der Staatsanwalt ist von der Verantwortlichkeit, welche die Erhebung einer Anklage in sich birgt, nicht immer in entsprechendem Maße durchdrungen, weil er ja weiß, daß ohne die Zustimmung der Eröffnungskammer das Hauptverfahren nicht eingeleitet werden kann. Die Eröffnungskammer wiederum, meist durch Geschäfte überlastet, auf den farblosen, oft nur von der Anklagebehörde zusammengetragenen Akteninhalt angewiesen — die Vertheidigung kann nach Lage unserer Gesetzgebung in der Regel erst in höherem Stadium eingreifen —, ist kaum in der Lage, der Wahrheit nahe zu kommen, und wird überdies gelähmt durch die gewohnheitsmäßige Erfahrung, daß die von den Strafkammern zurückgewiesenen Anklagen von den im Beschwerdewege angerufenen Strafsenaten der Oberlandesgerichte zugelassen werden. Auf manche Eröffnungskammern mag auch der Gedanke beruhigend wirken, daß die Eröffnung des Hauptverfahrens ja noch nicht gleichbedeutend mit der Verurtheilung sei, und erst dem erkennenden Richter die definitive verantwortliche Prüfung obliege. So wird in den Vorstadien die Verantwortlichkeit der einen Behörde durch die der anderen erleichtert. Der Staatsanwalt ist durch die Strafkammer, die Strafkammer durch das erkennende Gericht gedeckt, und nur diese letzte Stelle ist auf sich selbst angewiesen. Von ihr hängt die endgiltige Entscheidung über Freiheit und Ehre ihrer Mitbürger ab. Alle — oft hervorgehobenen — Bedenken gegen die Einrichtung unseres Vorverfahrens, gegen die Art der Anklageerhebung und der Eröffnung des Hauptverfahrens können, so gewichtig sie an sich sind, durch eine unbefangene, objektive, die Ent- und Belastungsmomente gleichmäßig berücksichtigende Leitung der Hauptverhandlung ausgeglichen werden. Es ist sicher ein großes Unglück, unschuldig auf die Anklagebank zu kommen, aber es ist ein größeres, unschuldig verurtheilt zu werden, und wem das größere Uebel erspart wird, der wird geneigt sein, das kleinere allmälig zu vergessen. Wenn dem Angeklagten aber auch diese letzte Zufluchtsstätte seiner Rechtfertigung verschlossen wird, wenn auch in der mündlichen Verhandlung die einseitige Belastungstendenz, welche in den Vorstadien nothwendig herrscht, von vornherein sich bemerkbar macht, wenn der Vorsitzende, statt als halber Vertheidiger dem Angeschuldigten zur Seite zu stehen, als zweiter Ankläger ihm entgegentritt —, dann allerdings sei Gott dem armen Manne gnädig, denn auf Erden wird er sein Recht nicht finden.

Die wichtigste Aufgabe des Vorsitzenden ist es daher, **sich mit dem stärksten Mißtrauen zu wappnen gegen alles, was in den Akten steht.** Nicht umsonst ist man in Deutschland seit einigen Menschenaltern zu dem Prinzip der mündlichen Verhandlung übergegangen, welches in anderen Ländern, besonders in England, seit Jahrhunderten geherrscht hat. Der gemeinrechtliche Grundsatz: „quod non in actis, non in mundo" ist verlassen worden, weil man sich überzeugt hatte, daß nur der lebendige Verkehr mit dem Angeklagten und den Zeugen die Möglichkeit gewähre, eine der Wahrheit nahe kommende Ueberzeugung von der Schuld oder Unschuld zu gewinnen. Das Prinzip der Mündlichkeit beherrscht unseren Strafprozeß, aber es wird aufs Schwerste beeinträchtigt und gefährdet, wenn Vorsitzende den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit in die Aktenlektüre verlegen und die mündliche Verhandlung wesentlich dazu benutzen, sich selbst und Anderen den Beweis zu erbringen, daß sie aus den Akten die Wahrheit herauslesen.

Die Akten geben fast stets ein einseitiges Bild. Der Voruntersuchung wird durch die Anträge des Staatsanwalts ihre Richtung gegeben. Die Vertheidigung ist im Vorverfahren machtlos, selbst die Akten sind ihr bis zur Beendigung der Voruntersuchung in der Regel verschlossen. Der Verkehr des Vertheidigers mit dem verhafteten Angeschuldigten ist den lästigsten Beschränkungen unterworfen. Die Einwendungen, welche die Vertheidigung gegen die Eröffnung des Hauptverfahrens zu erheben formell in der Lage ist, finden in den seltensten Fällen ausreichende materielle Berücksichtigung. Die kurze Erklärungsfrist ist auch in der Regel nicht genügend, um das fest gefügte Gebäude der Anklage zu erschüttern. So ist der Vertheidiger fast stets darauf angewiesen, erst in der mündlichen Verhandlung das schwere Geschütz aufzufahren und in sachgemäßer Taktik den Gegner aus seiner Position zu verdrängen, während in den Akten die Entschuldigungsgründe des Angeklagten meist nur zusammenhangslos, ohne juristische Zuspitzung und sachgemäße Gruppirung enthalten sind. Auf der einen Seite der mit allen staatlichen Machtmitteln ausgerüstete, juristisch gebildete Ankläger, der noch den Untersuchungsrichter zur Seite hat, auf der anderen Seite ein unter dem moralischen Druck der Beschuldigung stehender Angeklagter, ohne juristische Kenntnisse, ohne den Beistand staatlicher Ermittelungsbehörden, oft noch verhaftet und dadurch an jeder eigenen Ermittelungsthätigkeit verhindert. Es wäre merkwürdig in der That, wenn das Gewicht des in den Akten aufgeschichteten Materials nicht mehr nach der Seite der Belastung als der Entlastung sich neigen würde.

Aber dieses Material ist nur papieren. Die belastende

Gold.

Amerikanische Studie

von [Nachdruck verboten.]

Dr. Hanns Maria von Kadich,

Docent an der University of Chicago.

Von Zeit zu Zeit — leider öfter, als dies gut ist — wird die Geschäftswelt der Vereinigten Staaten und noch mehr die Europas durch Depeschen und Kabeltelegramme in Aufregung versetzt, welche vom Auffinden neuer, alle bisherigen Goldlager weitaus übertreffender Minen berichten, die in irgend einer Schlucht der Felsengebirge oder an einem „düster benamsteten" Abhang der Sierra Nevada liegen und auf höchst abenteuerliche Weise von einem herumtreibenden „Prospektor" nach alter indianischer Wissenschaft entdeckt worden sind.

Städte entstehen zufolge dieser Kunde — thatsächlich über Nacht — am Fundorte, Eisenbahngeleise werden in der gleichen Spanne Zeit dahingelegt, Aktiengesellschaften unter den pompösesten, die größte Sicherheit verheißenden Namen gegründet und deren Antheilscheine lustig auf den amerikanischen sowie europäischen Markt geworfen, nach dem Prinzip: „go ahead" — vorwärts, so rasch, wie möglich .... wer weiß, was die Welt morgen bringt .... kurzum, der „Boom" — das Getöse ist im besten Gange.

Wie schön und beruhigend klingt es doch, so werthvolle Interessen im „far West" zu haben ...?! Nach einem halben Jahre wird der besagte Minenbetrieb mit der begonnenen Plötzlichkeit eingestellt, die Zeltgassen der Städte werden abgebrochen, die Holzhäuser zerfägt, auf „Eisenbahncars" verladen und — fortgeschafft — wohin — „quien sabe ..." das Land ist groß .... und die lieben, guten Aktien können als — Fidibusse dienen.

Hunderte und Tausende haben viel Geld überflüssig gehabt, aber einige Mitglieder der Familie „Smart" haben Vermögen dabei gemacht — sie haben's eben verstanden — und das ist amerikanisch. „Wie denn solch ein Geschäftsbetrieb möglich wäre ...!" Mein Gott, wie einfach im Lande selbst, geschweige denn in Europa! Irgend ein Schlaumeier, der „mehr Grütze im Kopf als Geld in der Tasche hat," besitzt in einer Minengegend, welche stellenweise wirklich gute Erzadern aufweist, einen „Claim", das heißt den Anspruch, das Fundrecht für die betreffende Stelle. Er gräbt hier ein schachtartiges Loch, etwa zehn bis fünfzehn Fuß tief, und **behauptet** dann, sehr gute Aussichten zu haben. Mit dieser Behauptung ist schon sehr viel gemacht. Im Verein mit zwei guten Freunden gründet „Mr. Smart" nunmehr die „Hokuspokus Gold Mining Compagny" — mit einem Kapital von 500,000 Dollars — Aktien, Antheilscheine zu 1 Dollar, wobei die halbe Million durch das, wir wollen so annehmen, schon patentirte Stückchen Erde — 1500 Fuß lang, 300 Fuß breit an irgend einem Bergabhange gelegen, vorgestellt wird. Die drei „sehr ehrenwerthen" Gründer der „Compagny" behalten nun 400,000 Dollars für sich und wollen so freundlich sein, den Rest von 100,000 Dollars zu zehn Cents pro Aktie zu verkaufen, um mit dem derart gewonnenen Betriebskapital von 10,000 Dollars die „systematische Ausbeutung obiger Minen besser managen" zu können ..."

Finden sie es „zeitgemäß" — so geht die „Hokuspokus Mining Compagny" eben einfach um die Ecke, sie hat ihre Arbeiten eingestellt und aufgehört, zu existiren — aber die drei „Gentlemen Smart" haben binnen wenigen Monaten 10,000 Dollars verdient — anderenfalls lassen sie wirklich so lange als möglich graben, bis die 10,000 Dollars mit den unglaublichsten Bohrungen verpulvert sind, um während dieser Zeit ihre hohen Monatsgehalte als Betriebsleiter, Sekretär und Präsident zu ziehen — und dann erst in ein geheimnißvolles Nirgendheim zu verschwinden. Der erstangeführte Fall ist jedoch weitaus der häufigste.

Doch nehmen wir an, es wird in der betreffenden Mine wirklich Gold gefunden, was ja häufig genug vorkommt, und besagte drei „Gründer" sind ehrliche Männer — was allerdings sehr selten vorkommt —, so werden in den allermeisten Fällen jene 10,000 Dollars lange nicht genügen, um die Mine in richtigen Betrieb zu setzen und in diesem zu erhalten. Den glücklichen Besitzern der Aktien bleibt nun nichts übrig, als abermals zu zahlen und so lange weiter vorzustrecken, bis ihnen jeder Antheilschein thatsächlich einen ausgelegten Dollar repräsentirt. Endlich, vielleicht nach zwei- bis dreijährigem Zuwarten sind die Erträgnisse derart, daß 10,000 Dollars zur ersten Dividendenvertheilung vorhanden sind. Was ereignet sich jetzt?! Die drei „Herren Smart", welche kein „cash" ausgelegt hatten, da sie keines besaßen, theilen unter sich den Betrag von 8000 Dollars und werfen den Aktionären 2000 Dollars zu, so daß auf jede Aktie gerade zwei Cents kommen. Geht das ein halb Dutzend Jahre so fort, so sind die „Gründer" reiche Leute geworden, während die glücklichen Aktienbesitzer mit einem Male eine verzweifelte Aehnlichkeit mit Jenen zu fühlen beginnen, die bekanntlich nicht alle werden. Im allergünstigsten Falle müssen sie wohl sehr lange warten, um nur ihre Einzahlungen zurück zu erhalten. Zwischen den angeführten Möglichkeiten aber liegt eine derartige Legion anderer, die sich aus Schwierigkeiten beim Bergbau selbst, durch Aussetzen und gänzliches Aufhören der Erzadern, durch Humbug und Diebstähle sowie Rechtsstreitigkeiten über Besitztitel zusammensetzt, daß in neun Fällen von zehn an eine Rentabilität der Minen nicht gedacht werden kann, und nur ausnahmsweise wird sich eine, von der Natur besonders reich bedachte Mine als Vermögensquelle für die Aktionäre erweisen.

Ist der Bergbau an sich schon, selbst für den unmittelbar betheiligten Fachmann ein großes Glücksspiel, um wie viel mehr nicht für Jenen, der lediglich im Vertrauen auf die Erfahrung und Ehrlichkeit gänzlich fremder Menschen sein gutes Geld in ebenso unbekannte Fernen senden soll ...! Und dennoch werden diese nicht alle, dennoch wollen Alle durch

Aussage steht zwar in den Akten, aber der Leser kennt den Zeugen nicht und sieht ihn nicht. Er weiß nicht, ob die Aussage sicher oder schwankend gemacht worden ist. Es fehlt ihm der im Leben so oft entscheidende persönliche Eindruck, die Möglichkeit, dem Zeugen die Wahrheit, wie man sagt, vom Gesicht abzulesen. Ebenso steht es mit den Angaben des Angeklagten: was in der kalten Tintensprache als leere Ausrede erscheint, kann aus dem warmen Munde des lebendigen Menschen als glaubwürdige Rechtfertigung wirken. Eines der wichtigsten Beweismittel, die Konfrontation der Zeugen mit einander oder mit dem Angeklagten, ist zwar in der Voruntersuchung ebenfalls anwendbar. Aber gerade hier, wo der lebendige Eindruck allein entscheidet, wo es darauf ankommt, in welcher Weise, mit welcher Sicherheit, mit welchen Gesten, welchem Ton, welchem Gesichtsausdruck dieser oder jener Zeuge bei seiner von anderer Seite bestrittenen Aussage beharrt, gerade hier verhält sich das geschriebene Protokoll zu dem wirklichen Vorgang — wenn anders dem Untersuchungsrichter nicht eine nahezu dichterische Kraft dramatischer Darstellung innewohnt — kaum wie die Photographie zu dem wirklichen, farbigen Leben.

Die mündliche Verhandlung ist dazu da, die todten Buchstaben mit Fleisch und Blut zu umkleiden. Die Puppen werden lebendig wie im Ballet, sie agiren vor dem Zuschauer, jede in ihrer Art. Sie ordnen sich von selbst in Gruppen, die einen dem Angeklagten günstig, die anderen ihm ungünstig. Der Richter sieht jedem Zeugen ins Auge, prüft durch Kreuz- und Querfragen sein Gedächtniß, seine Glaubwürdigkeit, stellt einen dem anderen gegenüber, läßt schwere Belastungen dem Angeklagten ins Gesicht sagen und beobachtet, wie dieser sich dazu benimmt. So entwickelt sich im Laufe der Verhandlung in lebensvoller Plastik ein anschauliches, beinahe greifbares Bild der Vorgänge, und dieses Bild soll die Unterlage des richterlichen Urtheils sein.

Das ist der Sinn und die Absicht des Gesetzes. Aber es giebt Vorsitzende — und Herr Brausewetter war ein Matador unter ihnen —, die gerade am umgekehrten Ende anfangen. Sie bringen ein fertiges Bild in den Gerichtssaal mit, ein fertiges und unverrückbares, und die Aufgabe der mündlichen Verhandlung sehen sie nur darin, dies Bild so kräftig zu retouchiren mit Lichtern und Schatten, daß es auch den Beisitzern in die Augen springt. Für sie ist der Angeklagte schuldig, ehe er den Mund aufgethan hat, für sie die Belastungszeugen glaubhaft, die Entlastungszeugen verdächtig. Für sie der Staatsanwalt der Vertreter des Rechts, der Vertheidiger der bezahlte Diener des Unrechts. Nicht schwer ist es für einen so ausgerüsteten Vorsitzenden, die Verhandlung so zu führen, daß seine Ueberzeugung scheinbar bewahrheitet wird. Die üblichen Mittel des alten Inquisitionsprozesses thun auch hier noch immer ihre Dienste. Man ertappt den Angeklagten in irgend einem Nebenpunkte, einer Zeit- oder Ortsangabe, auf einer Unwahrheit. Man hält dem unbequemen Entlastungszeugen einen Widerspruch seiner jetzigen mündlichen mit seiner früheren protokollarischen Aussage vor. Man betont eine freundschaftliche oder verwandtschaftliche Beziehung des Zeugen zum Angeklagten, man stellt fest, daß der letztere mit dem ersteren vor dem Termin Rücksprache genommen, — als wenn ein Angeklagter anders als durch Rücksprache sich über die Wissenschaft eines Zeugen unterrichten kann! — man richtet an die Stützen der Vertheidigung besonders scharfe Verwarnungen vor dem Meineid, so scharfe, daß die eingeschüchterten Zeugen unsicherer aussagen als die mit ermunterndem Vertrauen empfangenen Zeugen der Anklage. Man schreit den Angeklagten und, wenn der Vertheidiger sich seines Klienten annimmt, auch den Vertheidiger an. Man droht mit Ungebührstrafen, wenn Angeklagte oder Vertheidiger schließlich sich hinreißen lassen, auf die temperamentvollen Angriffe des Herrn Vorsitzenden ebenso temperamentvoll zu erwiedern. Solche Mittel und Mittelchen haben noch stets ihre Wirkung gethan, zumal wenn der Vorsitzende nicht vergißt, an jede Aussage ordnungsmäßig, wie der Donner dem Blitze folgt, ein Sentiment Lüthyschen Angedenkens anzuknüpfen. Es dauert gar nicht lange, und es hat sich im Gerichtssaale genau die Stimmung verbreitet, welche der Vorsitzende zu erzeugen wünscht, um den Spruch, den er für den richtigen hält, zu erzielen.

Nota bene, den er für den richtigen hält! Es liegt mir völlig fern, irgend einem Gerichtsvorsitzenden, auch Herrn Brausewetter nicht, den Vorwurf bewußter Parteilichkeit zu machen. Das ist bei deutschen Richtern ausgeschlossen, absolut ausgeschlossen. Aber im Effekt, in der Wirkung auf den Angeklagten ist es gleichgiltig, ob die Parteilichkeit eine bewußte oder eine unbewußte ist. Ja ich möchte behaupten, daß die bona fide-Parteilichkeit für den Angeklagten das schlimmere Uebel sei. Die bewußte Voreingenommenheit würde, wenn sie zu Tage träte, vermuthlich das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung erzeugen: sie würde die beisitzenden Richter stutzig machen, sie zu doppelter Aufmerksamkeit veranlassen und zur Opposition gegen den Vorsitzenden reizen. Die unbewußte Befangenheit dagegen, welche glaubt, auf dem richtigen Wege zu sein, es aber nicht ist, welche aus den Akten eine scheinbar sichere Ueberzeugung gewonnen hat, die aber der Wahrheit nicht entspricht, — sie wirkt in ihrer imponirenden Ruhe ansteckend und ist geeignet, die anderen Richter mit sich fortzureißen. Das war der Fall des Herrn Brausewetter. Er glaubte stets an das, was er aus den Akten herausgelesen hatte. Er glaubte so festen fest daran und ließ diesen Glauben so sehr seine ganze Prozeßleitung beherrschen, daß das Bild der Verhandlung wie von selbst das Gepräge seines eigenen Geistes annahm, und schon ein besonderer Scharfsinn, eine außergewöhnliche Urtheilsfähigkeit dazu gehörte, um die unmerkliche Färbung des Bildes zu erkennen. [Ein Schlußartikel folgt.]

Zur Seelenfrage.

Von [Nachdruck verboten.]

Max Gubalke.

Um im Widerstreite der Meinungen olympische Ruhe zu bewahren und nicht ungerechter Beurtheilung entgegengesetzter Standpunkte und Richtungen zu verfallen, bedarf es nur, das chemisch-physikalische Gesetz der Polarität auch gegenüber den Erscheinungen in der Geisteswelt in Anwendung zu bringen. Alle Wirkungsweisen sind polar, bedingen sich gegenseitig, kommen einmal auf dem todten Punkte an, finden in der Integration ihre Ausgleichung. Was gilt denn ein Idealismus ohne das Gegengewicht eines gesunden, der Wirklichkeit gerecht werdenden Realismus? Welche Gedankenlosigkeit, von einer phänomenalen Immanenz zu reden, ohne zugleich eine intelligible Transcedenz setzen zu wollen! Wohin führt der Dogmatismus des Glaubens ohne den reagirenden Positivismus der Wissenschaft! Der Kosmos kennt kein Entweder — Oder, keine isolirt wirksamen Polarisationen, kein Licht ohne Schatten, keine Ruhe ohne Bewegung, kein Leben im Beharren, sondern nur als Resultate centrifugaler und centripetaler Kraft. Keine einseitige Kraftdualei noch Stofflimpelei: nur in der Integration der nach verschiedener Richtung wirkenden, verschiedene „Aspekte" darbietenden einen Kraft, in welche willkürlich die Kategorien des Gegensatzes, der Ueber- und Unterordnung, des Primären und Sekundären, hineingetragen worden sind, ruht das Wesen der Dinge — ruht der wahre Fortschritt. Die Welle der Entwickelung fluthet vorwärts und rückwärts, auf die absteigende Kurve folgt die aufsteigende, auf den Vorstoß der Rückschlag — alles zwar in der Spirale. Das Wort des weisen Ben Akiba: „Alles ist dagewesen" heißt dasselbe wie: „Alles ist relativ." Wer solche Einsicht in die kosmische Oekonomie gewinnen will, der achte nur auf die Zeichen der Zeit, welche auf allen Punkten auf dem todten Punkte angelangt ist, beziehungsweise denselben schon überschritten und sich von der Evolution zur Involution gewandelt hat. Auf der jüngst in Lübeck abgehaltenen Versammlung deutscher Naturforscher hat das Uhrwerk des geistigen Fortschrittes ausgehoben, um die letzte Stunde des wissenschaftlichen Materialismus zu schlagen. Freilich kann sich sein, weil längst überwundener wissenschaftlicher — venia verbo! — Gegner, der kirchliche Spiritualismus, des Sieges nicht rühmen, da auch er wie jener auf demselben todten Punkte sich festgerannt hatte, den Geist, die Seele, das Bewußtsein mit dem Selbstbewußtsein zu identifiziren, ihn auf diese cerebrale Thätigkeit zu beschränken. Der kirchliche Spiritualismus verflüchtigte sich in ein Wolkenkukuksheim, da er den Geist der Substanz entleerte, der Seele nur denkende, nicht auch organisirende Thätigkeit eignete, — der wissenschaftliche Materialismus verstoffliche sich dergestalt, daß er in der Stickstoffatmosphäre des Agnostizismus verkümmerte. Professor v. Oswald-Leipzig gebührt das Verdienst, den Schwächezustand und die Gebrechlichkeit des wissenschaftlichen Materialismus zwar nicht zuerst erkannt, aber vor der Crème der offiziellen Vertreter exakter Wissenschaft in seinem Vortrage in Lübeck vertreten und die Unzulänglichkeit der mechanistischen Welterklärung nachgewiesen zu haben. Die Wissenschaft besinnt sich auf ihren schönsten Beruf, allen und somit auch eigenen Dogmatismus, wenn erkannt, zu verbannen und zu verbrennen, was sie angebetet. Ein unleugbarer Gewinn und großer Fortschritt ist es, an Stelle der Atomistik die Energetik gesetzt zu haben, aber noch weiter weist die Einsicht, daß es noch anderer Prinzipien bedarf, welche die schon erkannten Lücken der energetischen Erkenntnißtheorie auszufüllen berufen sind. Dieses geahnte Prinzip ist der jedem Kraftcentrum innewohnende Kern der Individualität, ist der Stein indischer Weisheit, welche als Theosophie unser abendländisches, in der Flächen- und Einzelforschung verflachtes Denken in die Tiefen des Menschenimnern und des Kosmos einzuführen sich anschickt.

In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.

Hat doch unserer Vorfahren Wiege an den Ufern des heiligen Ganges gestanden, ist es doch Geist von unserem Geiste, Blut von unserem Blute, welches der an Marasmus senilis krankenden Volksseele zugeführt werden, sie gesunden und verjüngen soll. Hat Professor Max Müller in Oxford das in Chicago im Sommer 1893 tagende sogenannte Religionsparlament „den wichtigsten Theil jenes großen Weltmarktes, das bedeutendste Ereigniß des Jahres 1893 und eines der denkwürdigsten Ereignisse der Weltgeschichte" genannt, so hat auch ein Buch Anspruch auf Beachtung, welches, im Geiste jener Versammlung und ad hoc geschrieben, die Lehre von einem in allen Religionen enthaltenen gemeinsamen Kerne in einer durchaus auf die Ergebnisse der modernen Wissenschaft sich stützenden Darstellung vorträgt. Es ist das Werk von Dr. med. J. A. Anderson, prakt. Arzt in San Francisco: „Reincarnation, a study of the human Soul", übersetzt von Ludwig Deinhard unter dem deutschen Titel: „Die Seele, ihre Existenz, Entwickelung und wiederholte Verkörperung." Da der Verfasser die Grundgesetze der Erhaltung der Kraft, der Entwickelung und der unverletzlichen Gesetzmäßigkeit des Kausalnexus vertritt, so hat er, wenn auch seine Gedankengänge und Resultate weitab von den Bahnen und Axiomen der geltenden Schulweisheit, welche sich wieder einmal von nichts träumen läßt, liegen, dennoch vollen Anspruch auf Anerkennung wissenschaftlicher Basis und Methode und weiter auch auf vorurtheilsfreie, wissenschaftliche Prüfung. Aehnlich wie Dr. Hübbe-Schleiden in seinem geistvollen „Dasein als Lust, Leid und Liebe", einem Beitrage zum Darwinismus, führt auch Anderson uns die altindische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung vor. In gleicher Weise wie Kunst und Wissenschaft in der Renaissance an Geist und Form des klassischen Heidenthums sich neu belebt haben, ebenso freudig dürfte die Wiedergeburt von Metaphysik und Philosophie, infolge Befruchtung mit der Weisheit des esoterischen Buddhismus, begrüßt werden. Zur Einführung und gedanklichen Verbindung eignet sich vortrefflich der Kritizismus Kants, welcher namentlich in den von Dr. du Prel neu herausgegebenen und kongenial bevorworteten Vorlesungen über Psychologie sich gleicher Geistesart und Geistesrichtung erweist. Wie bewandert Schopenhauer in der Philosophie des Ostens war, ist bekannt, und auch das mit Vorstellung begabte Unbewußte Hartmanns erhält in diesem System Beleuchtung und modifizirte Verwendung. Das deutsche Volk ist wohl ein Volk von Denkern, aber ihm fehlt, mit den wenigen Ausnahmen unserer Mystiker und mystisch veranlagter Geistesheroen wie in erster Reihe Goethe, die Intuitionskraft des kontemplativen Inders, welche weiter als logisches Denken reicht und, selbstverständlich unter strengster Zucht des Gedankens, das metaphysische Bedürfniß voll zu befriedigen allein im Stande ist. Mit dem Uebersetzer verkennt auch der Rezensent die Schwierigkeit nicht, den an theosophische Terminologie nicht gewöhnten Leser zu bestimmen, auch ungewohnter Führung sich vorurtheilslos einmal anzuvertrauen.

Anderson geht von der prima causa, der unendlichen, ursachlosen Ursache aus, welche, obwohl an sich unerkennbar, als metaphysischer Urgrund aller Endlichkeit Postulat des spekulirenden Geistes ist. Dieses unendliche Sein manifestirt sich in unendlich vielen Daseinsformen unter drei Aspekten, welche, unter einander ewig verbunden, als Bewußtsein, Substanz und Bewegung oder Kraft, begriffen werden. Hiermit vermeidet Anderson ebenso sehr die Einseitigkeit des Spiritualismus wie die des Materialismus — jene, indem er das Bewußtsein zugleich als Substanz begreift, diese, indem der Substanz auch Bewußtsein inhärent ist. Der Begriff „Seele" läßt sich demnach als ein Vehikel oder Träger des Bewußtseins, als ein auf Theilmaterie begrenztes Bewußtseinscentrum definiren, welches als Menschenseele zu sich selbst wie zum Universum in selbstbewußte Beziehungen tritt. Bewußtsein, das ist noch erst potenzielles Selbstbewußtsein, hat das Atom, das Molekül, jede Zelle, jeder Pflanzen- und Thierorganismus. Der Begriff „Seele" ist anwendbar von der anima mundi, der Weltseele, bis zu dem vereinigenden Bewußtseinscentrum der niedrigsten Amoebe, ja, bis zur Anziehungskraft der geformten unorganischen Natur.

Den Nachweis der psycho-physischen Evidenz der Existenz der Seele setzt Anderson bei dem Unvermögen des Materialismus ein, die Verwandlung mechanischer Bewegung in Empfindung zu erklären. Empfindung ist, selbst in ihrer Abhängigkeit von dem physischen Apparat, da Abhängigkeit Realität setzt, nur als Akt einer bewußten Wesenheit denkbar. Darum muß auch die Physiologie die Antwort auf die Frage nach der Natur der Projektion schuldig bleiben, durch welche Energie als physische Erfahrung sich über die Bewußtseinsschwelle erhebt. Die Einheit wie die von der Wiege bis zum Grabe unveränderliche Einerleiheit des „ich bin ich selbst" kann nicht als zufälliger Zusammenfluß oder als phänomenales Centrum von wechselnder Beschaffenheit begriffen werden. Auf diesem „ich" als seinem Subjekte basirt aber jeder Bewußtseinszustand,

---

das „Gold" reich werden, weil von Hunderttausenden doch immer wieder einer der Glücksspitz ist, den Fortuna unermeßliche Reichthümer finden — als solche erkennen und halten läßt.

Solch einer ist ohne Zweifel Mr. W. S. Stratton im Staate Colorado, welcher vor vier Jahren als Zimmermann von Colorado Springs nach dem Cripple Creek Camp zu Fuß marschirte, weil er die vier Dollars — so viel betrug das Fahrgeld für die 30 (engl.) Meilen lange Strecke — nicht besaß, und der heute, also nach erst vierjähriger Arbeit und Spekulation, alleiniger Besitzer der „Independence Mine" und Miteigenthümer verschiedener anderer „Goldgruben" ist, welche ihm die Kleinigkeit von einer Million Dollars im Jahre abwerfen. Wie viele Tausende haben es nach ihm in derselben Gegend mit dem „Prospekten" versucht, um damit nicht einmal ihren Lebensunterhalt gewinnen zu können! Alte Goldgräber glauben an Bestimmung, und das wird wohl das Richtige sein. Mit Colorado aber und speziell der Gegend von Cripple Creek sind wir in jenen Gebirgsstaat der Union gelangt, dessen Goldreichthum erst kürzlich wieder die Welt in Aufregung versetzt hat, so daß eine Schilderung des dortigen Minenlebens von Interesse sein dürfte.

Der eigentliche Golddistrikt um Cripple Creek, welcher unweit Colorado Springs und des bekannten, 4336 Meter hohen Bergriesen „Pikes Peak" gelegen ist, umfaßt besonders sieben Hügel, welche Golderz in lohnenden Mengen bergen. — Diese sind von Schächten, Tunnels und Quergängen derart durchbohrt, daß sie sich aus der Vogelperspektive ausnehmen wie ein von zahllosen Kaninchenbauen durchsetzter Bergrücken in deutschen Revieren, nur mit dem Unterschiede, daß hier die innere Felsformation und das in den Gesteinadern eingesprengte Golderz ziemlich deutlich zu Tage liegen.

Diese Adern erstrecken sich im Allgemeinen von Nordosten nach Südwesten, wenn auch solche vorhanden sind, die in anderer Richtung laufen und in einigen Fällen sich selbst rechtwinklig kreuzen. Die offiziell giltige Karte, welche die verschiedenen Gruben beziehungsweise die „Claims" — die Rechtsansprüche Einzelner enthält, konnte wohl erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten und blutiger Schießereien festgestellt werden, da viele „Claims" von den ersten „Prospektoren" in größter Eile und nur im Schnee abgesteckt waren und nur zu einer Zeit erworben wurden, wo es unmöglich für den Einen war, zu wissen, was der Andere that. Doch gilt auch hier der bekannte Satz, daß Jener als der rechtmäßige Eigenthümer anzusehen ist, welcher als Erster an Ort und Stelle war, — seither sind auch alle angemeldeten Grubenrechte eingetragen und kein Interessenstreit mehr möglich.

Im großen Publikum wurde der Name „Cripple Creek" zuerst vor etwa zwei Jahren bekannt, als zwei Eisenbahngesellschaften in dem heißen Bemühen, den dortigen Distrikt zuerst zu erreichen, sich gegenseitig überboten. Falls noch irgendwelche Zweifel an der Entdeckung eines neuen Eldorados herrschten, so wurden dieselben eben durch den Umstand beseitigt, daß östliche Kapitalisten bereit waren, gleichzeitig zwei Bahnlinien dahin zu bauen, woran sicher nicht gedacht worden wäre, wären die Chancen nicht sehr sichere — goldhaltige gewesen. Dem ersten Goldfunde um Cripple Creek folgte naturgemäß jene unvermeidliche Hetzjagd sämmtlicher „Desperados" in den Vereinigten Staaten, welche sich derartige Gelegenheiten, „Geld zu machen", ja niemals entgehen lassen, und die bei keiner Reservationseröffnung, keiner Auszahlung eines Indianerstammes, kurzum nirgends fehlen dürfen, wo die Möglichkeit geschaffen werden kann, die „Revolver oder schweren Messer in Arbeit zu setzen". Wie jedoch einmal der „Boom" erst im Gange war und sich als „korrekt" erwiesen hatte, dauerte es nur kurze Zeit, um in jenem wilden, einsamen Felsenthal der Rocky Mountains, durch dessen Steinwüsten bisher nur die „Bighornrudel" hin- und herwechselten oder ein indianischer Trapper kampierte, der diesen Wildschafen zu Liebe und Leid in den Wänden umherstieg, — eine Bevölkerung von 20- bis 25,000 Seelen zu versammeln, die alle direkt oder indirekt vom „Miningbusiness" leben. Wie hingeblasen über Nacht, entstanden im Thale zwischen den goldhaltigen Hügeln die „Städtchen", und während im Innern der Berge die „Prospektoren" nach Gold suchten, machten andererseits die Landspekulanten in den Thälern Vermögen über Vermögen. Die bedeutendste dieser Ortschaften, Cripple Creek selbst hat zur Zeit etwa 4500 Einwohner, ist heute jedoch keine typische Minenstadt mehr, da sie verhältnißmäßig leicht zu erreichen, unter den Nachbaransiedelungen auch die — älteste ist, und daher in ihrer Mitte längst nicht mehr jene fieberhafte Aufregung, Spielwuth und Schießfreudigkeit herrscht, ohne welche ein „grünes" Minenstädtchen in Amerika eben einfach nicht gedacht werden kann, — vielmehr ziemlich geordnete Zustände Platz gegriffen haben. Wüst genug geht es dagegen noch in dem neuesten, etwa 20 (engl.) Meilen von Cripple Creek entfernten „Mining Camp" zu, das, obwohl erst einige Wochen alt, bereits 900 Einwohner zählt. Dieselben setzen sich zum größten Theile aus Goldgräbern zusammen, welche in Erwartung reicherer Funde dahin gegangen sind, sowie aus „Gamblern" und Desperados, denen in Cripple Creek der Boden zu heiß geworden war. Auch die vier Meilen südöstlich von obigem Städtchen gelegene Ortschaft „Victor" zählt heute bereits an 4000 Einwohner, während andere, unter sehr günstigen Auspizien gegründete Ansiedelungen, wie „Bassour", „Goove Creek" und „Bear Creek", abgebrochen werden und verschwinden mußten, da sich die Hoffnungen bezüglich des Goldreichthums der betreffenden Plätze eben nicht erfüllten.

Wie reichhaltig jedoch im Allgemeinen die Felsschichten im Cripple Creek-Distrikt an Gold sind, erhellt aus der Thatsache, daß die letzte von West-Creek nach Denver, dem Hauptorte des Staates Colorado abgesandte Ladung von 1200 Pfund Erzen einen Goldertrag von 360 Dollars ergab.

Charakteristisch und wichtig für das große Publikum ist es ferner, daß trotz der gegenwärtig in Colorado in höchster

während ein Zustand von Selbstbewußtsein, das dieses „ich" nicht zur Basis hat, absolut undenkbar ist. Dieses bleibende, permanente „ich" zeigt sich auch im Gedächtniß, in welchem als einem einheitlichen Centrum die Seele sich nur ihrer eigenen Erfahrungen erinnert, schöpferisch die in Molekularveränderungen aufgezeichneten und aufgespeicherten Wirkungen der von ehedem wahrgenommenen Dingen reflektirten Bilder reproduzirt und wiedererkennt. Ein ferneres Attribut der Seele ist der Wille, der thätige Agent des Bewußtseins, dessen Wirksamkeit durch keinen Uebergang von Kraft vom geistigen in das physische Gebiet begleitet ist, keinerlei Ausgabe physischer Energie erfordert. Noch unergründlicher in Bezug auf physische Unterlage ist die uns als Gefühl bekannte Seite oder Phase des Bewußtseins, das Gefühl, welches ein treuer Begleiter jedes Zustandes ist, jede Empfindungmißt, ob dieselbe schmerzlich, angenehm oder neutral — aber wohl erklärbar als eine dem Bewußtsein angeborene Kraft und darum zu betrachten als ein Strahl oder Aspekt der ursachslosen Ursache in ihrer endlichen Manifestation. Daß das Gefühl durch die Sinnesorgane mit der Außenwelt in Beziehung steht und durch diese modifizirt wird, ist evident; absurd aber, daß es aus irgend einer möglichen Kombination rein zufälliger Molekularthätigkeit de novo entstehen soll. Auch denkt nicht das Gehirn, sondern die Seele denkt innerhalb der Schranken ihres Selbstbewußtseins mit dem Gehirn. Soweit die psychophysiologische Evidenz der Existenz der Seele als zwingende Forderung aus physiologischen Phänomen des Wachzustandes und des normalen Bewußtseins.

Den transcendental-psychologischen Beweis liefert das Leben der Seele im Schlafe, welcher wohl ein volles Drittel unserer Existenz einnimmt. In demselben entfaltet sie, namentlich in der Hypnose und im somnabulen Tiefschlafe, eine Thätigkeit, welche in der Selbstschau, Selbstanalyse und Selbstverordnung, in der Telepathie und Telenergie sich weit über die normale Leistungsfähigkeit hinaus steigert. Hieraus ergiebt sich die Thatsache, daß die Seele als selbstständiges Subjekt in jener Selbstobjektivation auftritt, daß sie dem Körper überlegen ist, und daß das Gebiet ihres bewußten Wirkens durch die Sinnesorgane in Wirklichkeit nicht nur bedingt, sondern vielmehr eingeschränkt wird. Dieses Hinausragen der jeelischen Thätigkeit über die Schranken sämtlicher Vermittelung verursacht allein die im biologischen Prozeß fortschreitende Evolution, welche in der Natur sowohl wie im Menschen beständig die Bewußtseinsschwelle verschiebt. Aeußert der Mensch intellektuelle und geistige Kräfte, welche mit dem materiellen Organismus nicht verknüpft, durch denselben nicht erklärt werden können, so kann auch die Materie zwar Träger, nicht aber Quelle der Intelligenz sein.

Wenden wir nun auf die Seele das Gesetz von der Erhaltung der Kraft an, so ergiebt sich als absolute Nothwendigkeit von selbst die Reinkarnation — mit der biologischen Entwickelung erweitert sich das Selbstbewußtsein und zieht nicht nur Schritt vor Schritt alle die ihm jetzt noch unbewußten vegetativen, animalischen und vasamotorischen Funktionen des Organismus in seinen Lichtkreis, sondern entwickelt auch die einzelnen Organe zu immer höherer Feinheit und Empfindlichkeit.

Betreffs der Evolution der Seele aus dem Absoluten wendet Anderson mit Geschick die Undulationstheorie an und erhält dem Unendlichen in seiner Verendlichung seine Unendlichkeit durch die drei Gesetze unendlicher Variation, absoluter Herrschaft von Ursache und Wirkung und in unendlichen, universellen Cyklen ausgedrückter ewiger Dauer.

Da wir im Bewußtsein nur einen wesentlichen Aspekt der einen ursachslosen Ursache erblicken, so wohnt es jedem nur denkbaren Theilchen potenziell inne, und die Individualisirung ist das fortschreitende Resultat der Erfahrungen, welche es auf der materiellen Ebene des Substanzaspektes macht. Selbstbewußtsein ist dann die Erkenntniß, daß unser Bewußtsein sich von demjenigen der Wesen um uns herum unterscheidet. Betreffs weiterer Höherentwickelung beschreitet es unter der Herrschaft der drei biologischen Grundgesetze den Weg der Reinkarnation, auf welchem der Mensch karmatisch, das heißt inselbsterworbener Kausalität durch Involution plus Evolution, durch Geburt und Tod, Werden und Vergehen sich zu immer höheren Daseinsformen, zu immer reinerer Geistigkeit differenzirt, bis daß alle potenzielle Energie in kinetische gesetzt ist. Die Manvantara, eine Entwickelungsperiode des objektiven Universums von außerordentlich langer Zeitdauer, ist vollendet und mündet in die Pralaya periodischer Ruhe und Auflösung aller Individualität ein. Die drei Aspekte der Substanz, des Bewußtseins und der Bewegung sind aus der Objektivation zu reiner Subjektivität zurückgekehrt.

Die nächsten acht Kapitel enthalten, auf das Hauptthema eingehend, wissenschaftliche Prüfung, Begründung und Verwerthung der occulten Phänomenen des Seelenlebens zu Gunsten der Reinkarnation wie auch eine Begegnung aller Einwürfe gegen dieselbe. Der Verfasser weist nach, daß die Reinkarnation in ihrem eigentlichen Wesen, dem Karma, nur ein Einzelfall des auf allen Daseinsstufen und in allen Daseinsformen wirkenden Kausalgesetzes ist und wenn nicht anders, so schon unter der zwingenden Kategorie der Analogie zugegeben und behauptet werden muß.

Im letzten Kapitel zieht Anderson von der Wahrheit der Reinkarnation der menschlichen Seele die ethischen Folgerungen: sie sind gewichtigster, überzeugender Natur. Schreiber dieses fühlte in seinem früheren Widerstreben sich durch die Erkenntniß bezwungen, daß nur auf palingenetischer Basis eine Theodice möglich ist. Wem ein Ausgleich göttlicher Gerechtigkeit mit jedem einzelnen Menschenleben ein Herzensbedürfniß ebensowohl wie ein Postulat des systembedürftigen Verstandes ist, der kann, gegenüber allen bisherigen Fehlversuchen vom Buche Hiob an, nur begierig nach dieser Lösung greifen, selbstverständlich nur mit dem selbstlosen, echt wissenschaftlichen Bestreben, sie erst zu prüfen, dann zu acceptiren. Zu solcher Prüfung möchten diese Zeilen anzuregen sich geeignet erweisen, zumal von der einschlägigen Literatur wohl kein Buch so wissenschaftlich gründlich die Lehre von der Palingenesie ab so behandelt, so glücklich die gesicherten Resultate des wissenschaftlichen Materialismus verwerthet und in seinen stolzen Bau so geschickt die Baustein indischer Philosophie und Kosmogonie einfügt. Dr. Anderson verbindet wissenschaftliche Nüchternheit mit philosophischer Besonnenheit. Letztere hat leider unser wissenschaftlicher Materialismus in dem Dogmatismus seines Positivismus verloren, und wenn der Berichterstatter einer hiesigen führenden Zeitung vom Lübecker Naturforschertage den Eindruck mitbringt, daß „die theoretischen Grundlagen der Naturwissenschaft wieder einmal in allen Fugen krachen", so möge sich derselbe bei Zeiten des im Eingange erwähnten Gesetzes der Polarität erinnern, daß so wenig die Philosophie der Wissenschaft, die Wissenschaft der Philosophie entbehren kann — daß erst in der Deduktion die Arbeit induktiver Thätigkeit ihre wahre Würdigung und Werthung findet.

Mit den Dubliner Stadtvätern in Bristol.

Von [Nachdruck verboten.]

Otto Brandes (London).

Vor einigen Tagen hielt mich einer der Londoner Industriekönige, dessen Freundschaft ich mich zu erfreuen habe, mit den Worten in der City an: „Wollen Sie heute Nachmittag an meiner Stelle nach Bristol gehen?" Obwohl wir Journalisten auf dergleichen Extras immer gerüstet sind, so mochte ich doch wohl etwas verwundert über die von dieser Seite kommende Anfrage dreingeschaut haben. Darauf hin hielt mein Freund für nöthig, fortzufahren: „Sie wissen, ich habe große Interessen an elektrischer Lokomotion in England. In Bristol besteht eine Electric-Tram-Car-Cie. mit Oberleitung. In Dublin soll der Electric-Tram-Car-Verkehr in derselben Weise eingeführt werden. Ein Theil des Dubliner Gemeinderaths geht heute von hier nach Bristol, um sich die Sache anzusehen, und da habe ich mir gedacht, daß es Sie interessiren würde, und Sie für Ihr Blatt daraus Nutzen ziehen könnten, wenn Sie die Bekanntschaft dieser Herren machten. Sprechen Sie ja doch immer davon, daß Sie später in Irland an Ort und Stelle die agrarischen Fragen zu studiren wünschen. Bei Ihrer Rückkehr erzählen Sie mir, welchen Eindruck der Betrieb auf die irischen Herren gemacht hat." Ich nahm natürlich die Einladung mit Vergnügen an. Handelte es sich doch nur um einen Ausflug von 24 Stunden. Um drei Uhr stand ich in Paddington vor einem Salonwagen, der die Inschrift trug: „Reservirt für die Dubliner Stadtverordneten." Ich wurde dem Unterhändler für die Konzession des Dubliner Unternehmens Herrn Robinson vorgestellt, der mich zunächst mit zwei liebenswürdigen irischen Kollegen, den Mitarbeitern vom „Freemans Journal" und vom „Independant", bekannt machte.

Das interessanteste Beobachtungsobjekt blieb für mich zunächst Herr Robinson selber, ein Mann von persönlich liebenswürdigstem Wesen, nie ermüdendem scharfen Urtheil, immer prompt zu ritterlichem Ausfall und gewandter Parade, voller Schnurren und witziger Einfälle, gegen jede geistige Abipannung unzugänglich, ein fröhlicher, doch weiser Tisch- und Zechgenosse, seine geschäftlichen Ziele klug und unentwegt verfolgend, ohne damit auch nur einen Augenblick aufdringlich zu werden; ein scharfer Beobachter der Charaktere und ein Meister in der individuellen Behandlung der für sein Unternehmen wichtigen Persönlichkeiten, mit reichem und vielseitigem Wissen ausgerüstet, kurz das Muster, ja der vollendete Typus jener Klasse von Geschäftsleuten, die für das Herausbringen geschäftlicher Unternehmungen eine Spezialität sind. Geld scheint bei dergleichen Unternehmungen keine Rolle zu spielen. Die gesammte, aus 16 Mitgliedern bestehende Karawane reiste auf Regimentsunkosten und wurde gratis verpflegt und in dem ersten Bristoler Hotel untergebracht.

Unter den irischen Herren befand sich der Sheriff und der Undersheriff von Dublin wie der Ingenieur der Stadt, der es vor allem galt, von der Nützlichkeit und der Praktikabilität des Unternehmens zu überzeugen. Fast Alle waren ihrer politischen Anschauung nach überzeugte Parnelliten, nur der Undersheriff, der früher zur See gefahren hatte, war derselbe Herr, welcher im November 1890 auf gebrechlichem Boot, trotz der strengen Küstenüberwachung der englischen Behörden, die in einem politischen Prozesse gegen Kaution freigelassenen O'Brien und Dillon, der soeben zum Führer der parlamentarischen irischen Partei ernannt worden ist, an die französische Küste vor den Folgen dieses Prozesses rettete. Auch Herr O'Connor, der Anwalt von Jabez Balfour, der durch die absolute Beherrschung des kolossalen Materials dieses Prozesses Laien und Fachleute mindestens ebenso sehr in Erstaunen versetzt wie er — selbst ein Mann von fleckenloser Redlichkeit — durch die Uebernahme der Vertheidigung seines ehemaligen, nunmehr von der öffentlichen Meinung gebrandmarkten Freundes seine Bekannten überrascht hatte, war von der Partie.

Ich war O'Connor mehrere Male im National-Liberal-Klub begegnet und konnte bemerken, wie infolge dieses Schrittes sich viele seiner Freunde von ihm, dem vorher so beliebten Mitgliede des Klubs, zurückgezogen hatten. Für weniger pharisäerhafte Naturen muß der Mann durch sein charaktertreues und uninteressirtes Verhalten, mit welchem er dem ehemaligen Freunde den letzten Dienst nicht versagte, nur gewonnen haben.

Die Unterhaltung mit den irischen Herren war nicht ganz leicht. Sie sprachen fast Alle das Englische im irischen Dialekt, und der ist nicht immer leicht für ein nicht daran gewöhntes Ohr zu verstehen. Um so angenehmer war ich überrascht, als mich einer der Dubliner Stadtväter in trefflichem Deutsch anredete. Der Herr war in Darmstadt auf der Schule gewesen. Im Laufe der Reise hatte ich Gelegenheit, mich mit ihm über die Berliner Stadtverwaltung zu unterhalten, und exregte durch meine Mittheilungen derartig sein Interesse, daß er mich bat, ihm das einschlägliche literarische und statistische Material zu besorgen. Es ist dies geschehen, und ich habe inzwischen einen Brief von dem Herrn erhalten, in welchem er seine Bewunderung für unsere Berliner Organisation ausdrückt und mir zugesteht, daß seine Vorurtheile glänzend besiegt worden seien. Nun, wenn ich offen sein soll, so ist auch bei mir manches Vorurtheil, welches ich unter englischem Einfluß gegen die Iren mir zugelegt hatte, geschwunden. Ich begreife heute vollständig, daß Iren und Engländer sich nicht verstehen, nie verstehen werden. Der steife, in sich gekehrte Brite hat nichts gemein mit dem übersprudelnden, offenherzigen, lebensfrohen Iren, der in seinem ganzen Wesen an den Südfranzosen oder Italiener erinnert. Es wurde mir gar warm ums Herz unter diesen trinkfrohen Männern, denen ein Scherz, ein heiteres Wort immer auf der Lippe thront, die mit dem Südländer vermuthlich auch alle Fehler theilen, aber darum dem, der lange im Süden gewohnt hat, nicht minder sympathisch sind. Es war nicht eine bloße Phrase, als ich Herrn O'Connor, der mich fragte, wie mir diese, wie er es nannte, „unadulterated" (unverfälschten) Landsleute gefielen, erwiederte: „Ganz außerordentlich gut." Unermüdlich verdolmetschte der Undersheriff mir die irischen Schnurren, die vor mir in buntem Redefeuerwerk aufgingen, und von denen ich wenigstens eine, die mir charakteristisch scheint, den Lesern mittheilen möchte: „Ein Pfarrer in einer kleinen Stadt, der ein eingefleischter „Teatotaller" ist, geht in seiner Gesundheit sichtlich zurück und läßt schließlich den Arzt holen. Dieser räth ihm, um sein Nervenleben etwas zu heben, hier und da einen Whiskey zu trinken. Der Geistliche protestirt, er, der in seinem Leben keinen Alkohol angerührt, der von der Kanzel allsonntäglich gegen das leider in Irland viel zu sehr verbreitete Uebel der Trunksucht mit flammenden Worten gekämpft, kann, so sagt er, unmöglich jetzt mit seiner alkoholreinen Vergangenheit brechen. Außerdem wird in dem kleinen Orte sofort Jeder darum wissen, daß Whiskey in die Pfarre kommt. Der Arzt besteht aber auf seiner Verordnung und erklärt sich bereit, dem geistlichen Herrn selber Zucker und einige Flaschen Whiskey zu bringen, was immerhin besser, als wenn er ihn in der Apotheke verordne. Der Widerstand wird schwächer und schwächer, und endlich willigt der Pfarrer ein. „Wo friege ich aber das warme Wasser her?" fragt er, als der Arzt schon in der Thür steht, schließlich bestürzt. „Sehr einfach," erwiederte der vielgewandte Jünger Aeskulaps, „Sie lassen sich Wasser zum Rasiren in Ihr Schlafzimmer bringen, wo Sie den Whiskey gut verstecken." Der Arzt bringt eines Abends den „Stoff" und kehrt nach einigen Tagen wieder, um nach seinem Patienten zu sehen. Er ist sehr erstaunt, den niedergeschlagensten Mienen bei den Dienerinnen des Hauses zu begegnen, und auf seine Frage nach dem Befinden des Herrn bricht ein allgemeines Gejammer los. „Sollte der alte Herr danach nicht meiner Verordnung gefolgt sein?" steigt es ihm durch den Kopf. „Was ist denn los?" fragt er schließlich energisch.... „Ach, der liebe gute Herr ...!" „Unser guter Herr Pfarrer ...!" So tönt es durch einander. ... „So einen kriegen wir nie mehr ...!" „Was? Er ist doch nicht

---

Blüthe stehenden Spekulationswuth in Goldminenaktien so verschwindend wenig Aktien der als ertragreichsten bekannten staatlichen Goldminen gehandelt werden und auch die Antheilsscheine der als gut bekannten Privatgruben sich durchaus in festen Händen befinden.

Andere, minderwerthige natürlich, sind stets im Ueberflusse zu haben. So ist die „Little-Jolly-Mine" in Leadville — eine der reichsten Goldminen des Staates, welche vor kaum drei Jahren eröffnet, 1895 bei einer Produktion von brutto 2,500,000 Dollars ihren Eigenthümern ein Reinerträgniß von 1,000,000 gebracht hat, im Besitz einer geschlossenen Korporation, welche ihre Aktien wohlweislich für sich behält und nicht auf den Markt wirft. Das Gleiche gilt von der im San Miguel County vor Jahresfrist entdeckten „Tombey-Mine", welche bereits gegenwärtig 40,000 Dollars pro Monat Dividende abwirft; das Nämliche von der im San Juan County erschlossenen „Silver-Ware-Mine", welche tagtäglich einen Eisenbahnzug voll goldhaltiger Erze nach Durango zur Schmelzanstalt fahren läßt, und eben so wenig befinden sich die Aktien der großen Silberminen in Creede: „Last Chance", „Newyork-Chance" und „Amethyst", von denen jede seit drei Jahren einen Ertrag von 50,000 Dollars pro Monat geliefert hat, auf dem Markte, alle vielmehr in den Händen Coloradoer und östlicher Geldleute.

Die sowohl Gold- wie Silbererz führende „Enterprise Mine" in Rio, für die seitens eines englischen Syndikates 1,200,000 Dollars gezahlt wurden, ist im Aktienmarkte nicht vertreten, ebenso wenig alle anderen gut produzirenden Minen, wie die „Gutton", „Yankee Girl" und „American Girl", die im Red Mountaindistrikt liegen.

Und so geht es bei sämmtlichen anderen, wirklich guten Minen im Cripple Creek-Distrikt, deren Besitzer nichts weniger als geneigt sind, Andere durch Ausgabe von Antheilscheinen gewinnen zu lassen, wo sie selbst in der glücklichen Lage sind, allein Geld zu machen. — Beati possidentes ...! Vom Goldfinden zum Goldgewinn ist ein weiter Weg, oder besser gesagt, ein Umpfad führt zu ersterem und ein noch ärgerer von diesem bis zum Ziele, den rauhen, himmelhohen Felsengebirgen entsprechend, welche die gleißenden Schätze in ihrem Inneren bergen. Wild, rauh und schauerlich, mit Gefahren aller Art und unsäglichen Beschwerden verknüpft, ist das Leben eines solchen „Prospektors", von denen wohl die Meisten „in den Stiefeln sterben", und wenn es uns auch heute schwer fallen mag, uns in die Lage der ersten „Prospektoren" zu versetzen, welche in die damals gänzlich unbekannten Felsenberge eindrangen, so ist auch noch jetzt das Loos eines derartigen Mannes ein gerade genügend wildes und mühseliges. Gold bleibt eben Gold zu jeder Zeit. Ein bis zwei Tragthiere, die mit Zeltdecken, Kochkesseln, Schaufeln, Pfannen, Pickärten, Proviant, Munition und den langläufigen Winchestergewehren beladen sind, bilden die Ausrüstung, und so geht die Wanderung hinein, weit in das wildzerrissene Felsenlabyrinth. An Weg oder Steig ist nicht zu denken; der „Prospektor" windet sich eben, so gut es geht, die Bachufer oder ausgetrockneten Wasserrisse vorwärts, oder er muß auf den Höhen der Bergkämme weiter zu kommen suchen.

Anfänglich wurde nur nach Goldsand in den Bächen gesucht, erst mit der Entdeckung der Erzadern im berühmt gewordenen „Gregory-Gulch", der jetzt von den Städtchen „Black Haroh" und „Central City" eingenommen wird, kam man auf den Gedanken, in den Berglehnen und Felsenhängen selbst nach Gold zu suchen. Doch hat sich in den Gewohnheiten der echten „Prospektoren" — einer der merkwürdigsten Menschenklassen, die es auf dieser Welt giebt — absolut nichts ändern können. Sie brechen noch heute bei jeder Gelegenheit jegliche Verbindung mit der Welt oder anderen Menschen rücksichtslos auf Monate hinaus ab, um mit ihren getreuen Maulthieren in die einsamsten Gebirgswüsteneien zu ziehen und daselbst eben zu „prospekten", nach Gold zu suchen.

Tag für Tag steigen und klettern sie da — wie ihre Gesellschafter, die „Rocky Mountain Sheeps", die dortigen Wildschafe — in den Felsenhängen und Trümmermeeren herum, auf und nieder mit Steigeisen und Kletterschuhen, um ein „Float" zu entdecken. Eine Erzader kommt nämlich fast immer zu Tage, da dort, wo sie an die Oberfläche tritt, gewöhnlich ein Erzstück abgebröckelt ist, und dies ist das Objekt, nach welchem der Prospektor sucht — das „Float". — Glaubt der Mann nun, ein solches gefunden zu haben, so reißt, steckt, bezeichnet er sich seinen „Claim" derart ab, daß die zu Tage tretende Ader in die Mitte desselben zu liegen kommt, setzt seine Eckpfähle und gräbt der Ader nach. Wohl ihm, wenn er nicht von Bergeistern genarrt wurde, wenn seine Erzader mit jedem Fuß Tiefe deutlicher und stärker wird. Geht dieselbe wagerecht in den Berg hinein — übrigens ein nicht häufiger Fall —, so mag unser bisheriger „Prospektor" sich nunmehr in einen Bergmann verwandeln und wohl eine geraume Zeit lang den Abbau schweigend, auf eigene Faust und ohne Kapital betreiben, dabei auch eine gute Summe verdienen. Führt die Ader jedoch sofort senkrecht hinunter in unbekannte Tiefen, so ist er allein fertig. Denn die Erschließung dieser Tiefen, die Suche nach besseren Adern oder auch nach „Erzlagern" und „Nestern" — sogenannten „Pockets" — ist nicht Sache des Kleinbetriebes, wenn es auch Hunderte von Leuten giebt, welche einen so angezapften „Claim" auf eine gewisse Zeit pachten und zu Dritt oder Viert nun darauf losarbeiten, um eine im harten Gestein hinlaufende Ader zu verfolgen, wobei sie dem eigentlichen Besitzer einen Theil des gewonnenen Erzes als Rente abliefern. Der alte, erfahrene „Prospektor" läßt seine Hände von solcher Arbeit.

Merkwürdig genug sieht es in der Mine solch eines „kleinen Mannes" aus. Beim Tunneleingang, der wagerecht in die Felsen führt, sehen wir zunächst das in einer Spurweite von 18 Zoll ausmündende Geleise der kleinen Trambahn, auf welchem die niedlichen Wägelchen mit den goldhaltigen Erzen

etwa gestorben?" „Schlimmeres, Schlimmeres, Doktor . . .!" „Na was denn?" „Verrückt ist er geworden, total verrückt!" „Und woraus schließt Ihr das?" „Schrecklich! Schrecklich! . . . Denken Sie, Doktor, er rasirt sich den Tag über mindestens zwölfmal . . ."

Mit dieser Geschichte waren wir bis an die einzige Zwischenstation gekommen, an der man bei dieser kaum drei Stunden dauernden Durchquerung Englands hält. „Let us have a drink" hieß die Parole, die einzige, die für England und Irland gemeinsam zu sein scheint. Auch ich mußte mitmachen. Die Irren bestellten sich einen „Scotch with Soda" (einen schottischen Whiskey). Nur ich, der ich den rauchigen Geschmack des schottischen Getränkes nicht mag, verlangte lediglich aus diesem Grunde, nicht etwa um zu demonstriren, einen „Irish Wiskey". Nun hätte man bei diesen impressionablen Männern das „Halloh" sehen sollen. Im Umsehen war ich populär, und die Gläser klangen lustig an einander.

Es war schon dunkel, als wir in Bristol einfuhren. Hat die alte Hafenstadt auch nicht mehr die Bedeutung früherer Jahrhunderte, wo sie die zweitgrößte Stadt Englands war und einen ausgebreiteten Welthandel trieb, so ist sie dennoch ein großer kommerzieller Faktor in England, wovon die staatlichen, meist mit schönem architektonischen Schmuck versehenen „Warehouses" Zeugniß ablegen. Die Stadt selbst liegt in einem Thalkessel, und es dauerte geraume Zeit, ehe unsere Karawane, die an der Station von dem Direktor der Electric Tram Car Company begrüßt wurde, in stattlichem Wagenzuge auf der Höhe vor dem prächtig gelegenen Clifton Down Hotel ankam. Nachdem wir für das „Dinner" Toilette gemacht, ging es an diese feierliche Handlung selbst. Der Tisch war in äußerst geschmackvoller Weise dekorirt. Das Präsidium führte Herr Direktor White, ein geschworener Teatotaller. Zum ersten Male empfand ich in meinem Leben, daß der Anblick eines Glases Wassers, inmitten von Gläsern mit der lieben Gottesgabe des funkelnden Weines gefüllt, recht ungemüthlich wirken kann. Dafür erfreute ich mich umsomehr an den lieben Näschen meiner irischen Freunde, die schon nach der trefflichen Schildkrötensuppe, — ich sage nicht in Folge derselben — leicht aufzuleuchten anfingen, bis sie schließlich wie eine um den Tisch gezogene Illuminationsguirlande im herrlichsten Roth erstrahlten, ein Anblick, tausendmal lustiger als die kühle rothe Nase des Herrn Präsidenten. „Laßt gegen den Wein sie toben und rasen — Bess're Menschen haben — rothe Nasen." Qui bene bibit, bene dormit etc.

In dem sonst des Bilderschmuckes entbehrenden Saale hing einsam die Photographie eines Herrn. Ich habe Herrn White in Verdacht, daß er sie expreß dort hat aufhängen lassen, um einen Anknüpfungspunkt für eine Einladung des Mayors von Bristol — es war die Photographie dieses obersten städtischen Beamten — an die schwierig zu behandelnden Iren zu haben. Der Mayor hatte den Wunsch ausgesprochen, den Kollegen von jenseits am nächsten Tage die Hand zu schütteln. Die kleine Kriegslist mit dem Bilde hat mich sehr amüsirt. Der Besuch der Dubliner ehrte den Mayor und gab dem Direktor der Electric Tram Car-Gesellschaft ein Relief, das wiederum geschäftlich zu verwerthen war. Ich erzähle diese kleinen Züge als charakteristisch für geschäftliche Manipulationen in England, wie ich denn auch fest glaube, daß die beiden exquisiten Diners, welche die Dubliner Stadtväter eingenommen, eine gewisse überzeugende Wirkung für die Möglichkeit von Electric Cars ausgeübt haben.

Jedenfalls wurde durch das Diner der Wissenstrieb nicht eingeschläfert. Es ließ den Herren keine Ruhe, und noch in aller Nacht mußten sie die „Drahtseilbahn" sehen. Ich machte nicht mit, ich hatte im Interesse des Tageblatts die vorhergehende Nacht durchgetanzt und begnügte mich mit der für den nächsten Morgen in Aussicht genommenen Besichtigung. Ich habe nur gehört, daß tolle Schnelligkeitsversuche mit den Cars vorgenommen worden sind, was bei den in vorgerückter Nachtstunde menschenleeren Straßen möglich war.

Dafür war ich um so früher am nächsten Morgen auf und besichtigte die wundervolle Hängebrücke, die sich in einer einzigen Spannung von 700 Fuß von Fels zu Fels über eine wild romantische, von dem Avon gebildete Schlucht in einer Höhe von 250 Fuß schwingt. Das tief hängende düstere Gewölk gab der pittoresken Landschaft ein unendlich schwermüthiges Gepräge, und ein solcher Tag muß es gewesen sein, als sich von dieser Brücke der erste Selbstmord — der einzige — vollzog oder vielmehr vollziehen sollte. Eines Tages stürzte sich von dieser Brücke ein junges Mädchen, die an Gottes und der Menschheit Güte verzweifelt hatte, in die schwindelnde Tiefe. Ein gellender Schrei weckte das Echo der Felsschlucht und rief die Personen in der Nähe herbei. Alle wähnten die Unglückliche zerschmettert zu finden, und siehe da, sie lebte, ja sie erholte sich nach einigen Tagen von der Erschütterung und ist heute die glückliche Mutter von sieben Kindern, ja schon Großmutter.

In Landauern und zwei „four-in-hand" wurde am nächsten Morgen die Expedition zu der „Electric Car"-Haltestelle aufgenommen, nachdem wir dem Mayor in seiner eleganten Wohnung erst unseren Besuch abgestattet hatten. Mit mehr historischem Wissen als diplomatischem Takt deutete der Mayor in der Unterredung auf eine kürzlich entdeckte Urkunde, wonach einer der Henriche — ich erinnere mich nicht mehr, welcher — einst Dublin an Bristol geschenkt hatte. Die Dubliner besaßen gute Laune genug, um darauf humoristisch zu antworten.

Die wiederholte Besichtigung der „Electric Car"-Linie wie des Maschinenhauses und des Depots übte die gewünschte Wirkung und überzeugte wohl Alle von der Nützlichkeit des Kommunikationsmittels. Künstlerisch anmuthig sind übrigens die die Drähte tragenden Pfähle, wenngleich mir scheinen will, daß die Drähte in Bremen z. B. höher lagen. Die Bristoler Linie, die demnächst auf die umliegenden Höhen ausgedehnt werden soll, wird von der Bevölkerung sehr geschätzt und soll auch lohnend sein.

Da mich Berufsgeschäfte leider nach London riefen, war es mir nicht vergönnt, die großen industriellen Etablissements: Zuckerraffinerien und Chokoladenfabriken zu besuchen. Auch hinsichtlich der herrlichen gothischen Kathedrale mit ihren wunderbaren alten Glasfenstern mußte ich mich mit einem Blicke von außen begnügen. Schließlich ging es aus Abschiednehmen, und ich mußte den irischen Freunden das Versprechen geben, zu der Einweihung der Tram-Car-Linie in Dublin mich einzufinden. Qui vivra verra.

Weißaster.

Von [Nachdruck verboten.]

Ferdinand Runkel.

Als uns die ersten Kenntnisse indischer Literatur kamen, war ganz Deutschland erstaunt über die Fülle von Gedanken, den Reichthum der Komposition und die Grazie des Ausdrucks. Damals, es war zur Zeit der Romantiker, ahnte man nicht, daß noch weiter östlich ein buddhistisches Volk, dessen Kunstfertigkeit man bewunderte, die Japaner, ebenfalls über eine Dichtung verfügten, deren Eigenart sich nicht in die landläufigen Gesetze fassen ließ.

Die außerordentlich feine Farbenempfindung der Japaner, ihre seltsame Art, alles Natürliche zu stilisiren, ließ freilich auf eine ausgebildete Poesie schließen, aber es war noch nichts nach Deutschland gedrungen. Das Land der aufgehenden Sonne war für die Literatur noch nicht entdeckt. Die wenigen Arbeiten aus den dreißiger Jahren waren so gut wie nicht erschienen. Man darf wohl sagen, daß erst seit der Gründung des Berliner orientalischen Seminars, seit dem systematischen Studium der altaischen Sprachen neben der Kunst auch die Literatur in Deutschland Eingang gefunden hat. Im vorigen Jahre erschien ein historischer Roman von Tamenaga Schunsui in deutscher Sprache, und jetzt liegt uns ein Epos vor, Shiragiku, Weißaster, verdeutscht von dem ausgezeichneten Gelehrten Dr. Karl Florenz, Professor an der kaiserlichen Universität in Tokio (Verlag von C. F. Amelang in Leipzig).

Das Werk präsentirt sich in ganz japanischem Gewande, es ist von den Malern Mijjima Yunosuki und Arai Shurijo illustrirt und bei T. Hasegawa in Tokio auf japanisches Crêpepapier gedruckt.

Größere epische Gedichte sind in der japanischen wie in der chinesischen Literatur seltene Erscheinungen, und die wenigen Erzeugnisse dieser Gattung lassen sich auch kaum mit unseren westlichen Epopoen in gleiche Linie stellen. Auf Verwickelung und Entwickelung der Handlung wird wenig Gewicht gelegt; Charaktere mit ausgeprägter Physiognomie treten uns selten entgegen; kein Griff in die Tiefe menschlicher Leidenschaft. Dagegen Reichthum an Bildern und sinnige Naturbetrachtung; nach kurzer Berührung der inneren Herzenskonflikte schweift die Phantasie des Dichters wieder zu den äußeren Erscheinungen der Welt hin, die er mit Behagen und großem Aufwande rhetorischer Kunst schildert. „Weißaster" hat dem Bearbeiter in zwei Fassungen vorgelegen, einer in chinesischer Sprache, dem eigentlichen Originale von Professor Tetsurijo Iwonye, und einer in altjapanischer Sprache von Naobumi Ochiai, letztere in Japan mehr geschätzt. Das Gedicht schildert ein pietätvolles Mädchen, das seinen Vater, der von der Jagd nicht heimgekehrt war, durch Berg und Wald und Wald und Berg aufsucht. Eine eigenthümliche, wunderfeine Märchenstimmung liegt über der einsamen Wanderung des jungen Mädchens, eine Stimmung, die nicht durch lange Schilderung, sondern durch eine große rhetorische Kunst erzeugt worden ist. Freilich mögen auch die hochkünstlerischen Illustrationen wirken, die sich dem Text jeder Seite mit geheimnißvoller Uebereinstimmung anschließen. Nicht allein durch die Sprachgewalt eines genialen Dichters, sondern auch durch die Tiefe der Naturauffassung eines Malers werden wir in ein Land, das uns fremd, versetzt. Weißaster erreicht auf ihrer Wanderung einen buddhistischen Tempel,

„Und halb verschwebend hört sie eine Stimme,
Wohl eines Priesters, der die Sutra liest."

Der Mönch kommt ihr entgegen und nimmt sie auf, sie läßt sich zu Füßen des Buddhabildes nieder und erzählt ihr Schicksal. Daran erkennt der Mönch seine Adoptivschwester, die seine Eltern einst unter blühenden weißen Astern aufgefunden und ins Haus genommen. Die Adoption ist eine weit verbreitete Sitte in Japan. Oft wird in Familien, wo nur eine Tochter oder ein Sohn vorhanden ist, ein Kind des anderen Geschlechtes adoptirt und von vornherein zum Gemahl des eigenen Kindes bestimmt. Das Mädchen erkennt den Bruder nicht, der vor Zeiten vom Vater wegen seines wilden Sinnes verstoßen worden war. Sie zieht mit der aufgehenden Sonne ins Gebirge, um die Spur des Vaters zu suchen. Da wird sie von zwei Räubern überfallen, die sie binden und in ihre Höhle schleppen, wo sie der ganzen Bande beim Gelage vorsingen und auf dem Kotoinstrumente spielen muß. Der Bruder aber ist ihr nachgegangen und überfällt plötzlich die Räuber, er mäht mit dem scharfen Schwerte in schnellen Streichen alle bis auf einen nieder, die Schwester befreiend. Der Dankenden giebt er sich nun als Bruder zu erkennen, und im aufdämmernden Morgen erzählt er ihr seine Schicksale, seitdem er das väterliche Haus verlassen. Sie beschließen nun, zusammen den Vater zu suchen, aber das Geschick, in Gestalt des einzig überlebenden Räubers, reißt Bruder und Schwester von Neuem aus einander. Weißaster flüchtet in ein stilles Bergdörfchen, wo sie im Hause eines freundlichen Greises liebevolle Aufnahme findet. Sie weilt dort Jahr und Tag, bis ihre aufblühende Schönheit den Präfekten des Landes, einen reichen und edeln Mann, veranlaßt, sie zur Gattin zu begehren. Da sie gebunden ist — sie ist die Verlobte ihres Adoptivbruders —, beschließt sie nun, in den Wellen zu sterben. Einmal will sie ihrem Bräutigam nicht untreu werden und zum anderen den freundlichen Greis, der sie aufgenommen, nicht in die Nothwendigkeit setzen, sein dem Präfekten gegebenes Versprechen zurücknehmen zu müssen. Aber gerade als Weißaster von der Brücke in den Strom springen will, erscheint der Bruder und rettet sie zum zweiten Male. Vereint kehren sie in ihr Heimathdorf zurück, wo sie den Vater finden, der mittlerweile auch wieder den Weg nach Hause gefunden, wunderbar aus einer Schlucht, in die er gestürzt war, von einer Affenschaar gerettet. Das Epos schließt mit einem Preis der Kindestreue.

Professor Florenz hat im zweiten Theil des originellen Buches einige Proben japanischer Lyrik gegeben. Es sind Lieder von Inonye, Uyeda und Faiza no Tadanori. Wieder ist es vor allem die Natur, die der japanische Dichter besingt, und immer wieder wendet er sich zu ihr zurück, um seine Bilder und Gleichnisse aus ihrem Reichthum zu schöpfen, immer stilisirt er, wie der Maler, der seinen Worten mit begleitenden Illustrationen folgt.

Diese machen einen Hauptheil des Werkes aus, denn sie sind, wie schon gesagt, die Hauptzeugen der Stimmung. Yunosuki, der das Epos illustrirt, ist ein Meister der Farbe, er wirkt oft nur durch ein paar schlichte Töne ganz gewaltig, so in der ersten Waldabendstimmung. Die große Landschaft mit figuraler Staffage ist weniger sein Fach, aber das kleine Bild mit einer dominirenden Menschengestalt gelingt ihm meisterlich. Wenn man die Naivetät des japanischen Meisters mit der japanisirenden Gesuchtheit unserer Modernen vergleicht — und man wird unwillkürlich darauf kommen, weil die Nachahmung der Japaner zu deutlich auf einigen ihrer Bilder zu Tage tritt —, so erkennt man recht eigentlich, daß sie nur das Aeußerliche dem ostasiatischen Inselvolk abgeguckt haben. Hier ist alles groß und stilvoll, auch in der Farbe und todsicher in der Zeichnung. Bei den Nachahmern wird ein Ton durchgehalten und hier und da unterbrochen durch belebende Konturen. Und wie steht's mit der Zeichnung? Nirgends jene gewaltige Bewegtheit der landschaftlichen Formen, jene diffizile Ausführung des Baumschlags und die fast ornamentale Behandlung des Vordergrundes. Bei Yunosuki finden wir einen erstaunlichen Farbenreichthum und eine Art, mit Kontrastflecken zu wirken, die weit entfernt von der schwefelgelben Luft und den blauen Schatten, zum Beispiel eines Leistikow ist. Und doch ist gerade die Landschaft um Berlin so sehr geeignet, Motive für japanische Stilisirung zu geben. Freilich fehlen die reizvollen Berge, die hohen vulkanischen Kuppen, dafür aber bleibt uns der Wald mit seinen tausend Farben, seinen Seen und blumigen Abhängen, seinen schmalen sandgrauen Pfädchen, die am Hügel emporkriechen, und seinen aus dem schwarzgrünen Tannicht leuchtenden Dörfchen. Auch wirken die hellen Sommerkleider unserer Damen zum Mindesten ebenso gut wie die bunte Seide der Japanerinnen. Man muß nur das Auge für den feinen künstlerischen Reiz haben, nicht blos mit Aeußerlichkeiten kokettiren.

Wer die Natur so zu sich sprechen läßt, wie die beiden Meister, die das Werk von Karl Florenz illustrirt haben, der wird überall die gleichen Schönheiten finden. So bietet „Weißaster" auch für den Maler eine reiche Quelle von Anregung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. jur. Ernst Grüttefien in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

---

hin und her rollen. Da ist auch ein kleiner „Blacksmithshop" — eine Schmiedewerkstätte — in die Felsen gebaut, deren Rauch sich kümmerlich einen Ausweg suchen muß. Hier werden die Meißel und sonstigen Werkzeuge hergerichtet, geschärft und reparirt. Dann geht es im drei Fuß breiten, sechs Fuß hohen Gange auf Schlangenlinien in das Bergimmere. Hier heißt es, rechts, dort, links sich bücken, da wieder, immer dem Führer nach, der die Grubenlaterne trägt. Sind wir — mitunter einige hundert Fuß weit — vorwärts gekommen, so dringt der Schall von Hammerschlägen an unser Ohr — scheinbar weit aus der Ferne —, endlich taucht ein schwacher Lichtschein auf, und die fleißigen „Boys" sind unmittelbar vor uns. Doch wie rasch verfliegen alle Illusionen von deutlich sichtbaren, gediegen oft daliegenden Goldschätzen und ähnliche Vorstellungen . . . . wenn man sie finden soll, sehen will . . . .! Was der „Miner" da als goldige Erzader zeigt — das wird der gewöhnliche Mensch selbst nach sorgfältiger Musterung kaum als etwas Besonderes erkennen, zumeist für ganz kommunes Gestein halten — so alltäglich sieht es aus. — Einen Brocken steckt man natürlich ein — dann aber fort, schnell hinaus, an tropfenden Wänden vorbei, über schwankende Bretterstege und desparate Löcher . . . aber nur fort ans Tageslicht.

Einen gänzlich anderen Anblick dagegen gewährt eine vom Großkapital betriebene Goldmine. Da steht um den Hauptschacht herum eine Gruppe massiver und dauerhaft errichteter Gebäude, welche theils die gewaltigen, zur Erzförderung nothwendigen Maschinen enthalten, theils als Lagerhäuser für Erze, Kohlen und Holz, sowie als Werkstätten für die Zimmerleute oder „Offices" für die Beamten dienen. Sicher eingerichtete Fahrstühle bringen den Besucher in die Tiefe, und man glaubt sich in einen „Elevator" der Großstadt versetzt. Die Tunnels sind weit und geräumig, weil die Erzwagen von Maulthieren gezogen werden, die ihre Stallungen in der Mine selbst haben und Jahre lang nicht an die Oberfläche kommen — wenigstens nicht lebend. Alles ist sicher und solide gebaut, trotzdem aber kann sich der Furchtlosefte eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren, wenn er zum ersten Male die Fahrt in die schaurigen Tiefen antreten soll.

„Wie glänzt doch das Gold vom Blute so roth . . .!" besagt ein alter, irischer „Miner-Song", der vollste Berechtigung erwirbt, wenn man die buchstäblich mit Blut geschriebene Chronik kleiner Menschenschicksale durchgeht. Mit dem Auffinden einer, selbst noch so ergiebigen Erzader allein ist noch lange nichts gethan, denn sowie der Fund erst einmal bekannt geworden ist, sammelt sich Alles, was Schaufel, Pickaxt, Meißel oder Pfanne besitzt, in der Nachbarschaft des betreffenden „Claims", um da ebenfalls das Glück zu versuchen, und nun heißt es, das Eigenthum bis aufs Aeußerste gegen verwegene, brutale Angriffe verzweifelter Gesellen zu vertheidigen und nach Minergebrauch mit bewaffneter Hand zurückzuweisen. Goldunde haben schon die ältesten und bewährtesten Freundschaftsbündnisse, die in Noth, Entbehrungen und Gefahren zusammenhielten, auf immer zerstört, selbst den besten Freunden die Revolver in die Faust gedrückt oder die Männer derart beeinflußt, daß der Eine den Anderen mit scheelen Augen betrachtet, Keiner mehr dem Anderen über den schmalen Gebirgssteig traut, welcher zum „Claim" führt. Und von da bis zu Mord und Todtschlag ist nur ein kleiner Schritt. Die meisten Schwierigkeiten entstehen dadurch, daß die bezüglichen Gesetze zu unbestimmt lauten, indem sie mehr oder minder einem Jeden ein Anrecht auf das zusprechen, was er findet. Es klingt dies scheinbar so gerecht, und dennoch liegt gerade hierin die Veranlassung zu unzähligen Prozessen und Mordthaten.

Greifen wir nur ein Beispiel heraus aus der Legion von Möglichkeiten. Eine Goldader zweigt sich hundert Fuß, bevor sie an die Oberfläche tritt, in zwei Aeste ab, welche — sagen wir — zweihundert Fuß von einander entfernt zu Tage treten. John Smith findet nun die eine Ader, steckt seinen „Claim" ab und freut sich seines Besitzes, bis Eliah Jones auf seinem (Smiths) „Claim" die andere Erzader findet und sofort einen neuen „Claim" über dem ersten vermißt, diesen ganz oder theilweise deckend oder auch nur kreuzend. Beide verfolgen ihre Adern und stoßen naturgemäß sehr bald in geringer Tiefe auf einander — Keiner will dem Anderen weichen, und entweder ist im Augenblick die schönste Schießerei im Gange, oder aber die Beiden wenden sich an das so unendlich kostspielige Gericht. Wir selbst kennen Leute, welche werthvolle Claims Tag und Nacht schwerbewaffnet abwechselnd bewachen mußten, um sich ihre Besitztitel zu sichern. „Schöne Gegend . . ." nicht wahr?!

In der Tiefe der Erde laufen die Adern immer in bestimmter, gleicher Richtung, welche ausfindig zu machen stets die erste Aufgabe des „Prospektor" ist. — Weiß er einmal, welche Eigenthümlichkeit in dieser Hinsicht eine gewisse Gebirgsgegend aufweist, so macht das Finden selbst nicht allzu viele Schwierigkeiten mehr, da dann einfach der Schacht an passender Stelle neben der Hauptader hinabgesenkt wird, um diese durch seitwärts getriebene Tunnels, die man von hundert zu hundert Fuß Tiefe gräbt, zu erreichen. Hat man diese, so arbeitet man vom Tunnel aus nach oben, da dies die leichteste Art der Beförderung liefert. Neben der Zuführung frischer Luft, welche das Arbeiten in den heißen Schächten erst möglich macht, bildet das Herausbefördern des stetig zufließenden Wassers eine der Hauptschwierigkeiten des Minenbetriebes; das Wasser findet seine Bahn oft viele hundert Fuß tief in die Gesteinschichten und verschlingt nicht selten den Ertrag einer Grube auf Jahre hinaus, namentlich in Sommern, welche regenreich, oder in Gebirgslagen, welche starken Niederschlägen ausgesetzt sind. —

„Wie glänzen die Minen vom Blute so roth —
Von frischem, lebendigem, warmem . . . . . .!!"